

Berliner Familien-Zeitung

Empor aus eigener Kraft

Von Willy Meyer, Haapimann a. D.

II. Andrew Carnegie

Andrew Carnegie (englische Aussprache: Karnähgi) wurde am 25. August 1835 in Dunfermline in Schottland, geboren. Sein Vater betrieb dort die Handweberei. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam in Schottland die Dampfweberei auf. Der alte Carnegie verbot es, sich rechtzeitig auf den Dampfbetrieb umzustellen. Er geriet daher ins Elend. Da seine Lage wirtschaftlich immer schlimmer wurde, beschloß er mit seiner Familie nach Amerika zu emigrieren und Verwandten die in Pittsburgh wohnten, auszumachen. Amerika zeigte ihm als politisch, daß er ein radikaler Revolutionär war. Diese politische Überzeugung ist auch auf seinen Sohn Andrew übergegangen, der in seiner Jugend geradezu einen politischen Fanatismus an den Tag legte. Schrieb er doch von sich selbst:

„Ich hätte als Kind einen König, einen Herzog oder einen Lord sein mögen. Ich hätte Ihre Ermordung als einen Dienst gegen den Staat und somit als besondere Heldentat betrachtet.“

1848, Andrew war damals gerade dreizehn Jahre alt, verließ er die Eltern die Möbel, bogerten sich nach 20 Meilen und wanderten nach Amerika, nach Pittsburgh, aus. Dort nahm der Vater Carnegies die Handweberei wieder auf. Gleichzeitig sorgte er selbst für den Absatz seiner Waren, indem er als Hausierer herumging. Die Mutter verdiente sich einen Zehntel zum Haushalte durch Nähen von Schuhen. Andrew wurde Arbeitsbursche in einer Spinnfabrik. Noch etwa zwei Jahren lief sich ihm Gelegenheit an zu verdienen. Er wird Deutschland. Ziele Stellung gewahrt ihm mehr freie Zeit als die vorige. Er nießt sie all aus. Der Oberst Anderson hatte bekannt gemacht, daß er seine Bibliothek den jungen, unbediensteten Leuten der Stadt kostenlos zur Verfügung stelle. Jeden Sonntag holte sich Carnegie die Stunden des Nachmittags waren erfüllt durch das Buch, das ich immer bei mir trug und in dem ich in jeder noch so kurzen Pause las, die ich während meiner Arbeit erübrigen konnte. Diese Zeiten lesen wir in der Selbstbiographie Carnegies, auf die sich diese Ausführungen stützen. (Andrew Carnegie, „Geschichte meines Lebens“, Verlag R. F. Köhler, Leipzig, Bearbeitung von Professor Dr. Johannes Werner.) Vom Obersten Anderson sagt Carnegie:

„Ich verdanke ich meine Liebe für die Literatur, die ich nicht für alle Schätze der Welt eintauschen möchte. Denn ich wäre nicht das Leben ganz unerschüttert. Nichts hat soviel dazu beigetragen, meine Antworten und mich vor schlechter Gesellschaft und üblen Gewohnheiten zu bewahren, wie die Wohlthat des Obersten.“

Später hat Carnegie seinem damaligen Wohlthäter ein Denkmal gesetzt. Er trägt die Inschrift:

„Dem Oberst James Anderson, dem Begründer der Freibibliotheken in Westphalenslandien. Er stellte seine Bücher an jedem Sonntage nachmittag den jungen Arbeitern zur Verfügung und widmete nicht nur seine Bücher, sondern auch sich selbst diesem Liebeswerk, in dem er selbst als Bibliothekar tätig war. Dieses Denkmal errichtete ihm in dankbarer Erinnerung Andrew Carnegie, einer der jungen Arbeiter, denen auf diese Weise die wichtigsten Schätze der Wissenschaft und Dichtung zugänglich wurden, die allein der Jugend den Aufstieg ermöglichen.“

Aber Carnegie nutzte die Stunden der Arbeitsbereitschaft während des Tages- und Nachtdienstes im Telegraphenbureau noch anders aus. Er lernte den Morseapparat bedienen. Dieser Kenntnis verdanke er es, daß er bald als Hilfstelegraphist angestellt wurde. „Das war damals noch eine so seltene Fertigkeit, daß manche Leute den Dienstraum besuchten, um sich das Kunststück anzusehen. Ich wurde ordentlich beachtet dadurch“, heißt es in seinem Buche.

Ein Jahr später tritt Carnegie von der Telegraphengeseilschaft zur Pennsylvaniaischen Eisenbahn über. Nach Verlauf von sechs Jahren ist er insolge seiner Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Initiative Direktor der Abteilung Pittsburgh der Pennsylvaniaischen Eisenbahn. Nach weiteren sechs Jahren, in denen er hat ein kleines Vermögen erworben und erpart hatte, legte er seine Stellung bei der Eisenbahngeseilschaft nieder, um als selbstständiger Kaufmann sein Glück zu machen. Nachdem er schon vorher sich an der Gründung von Gesellschaften und ähnlichen Geräu beteiligt und an dem Ankauf von Delaware beteiligt hatte, schließt er, der Einunddreißigjährige, zur Gründung der Pittsburgher Lokomotivfabrik. Ruz darauf entstanden — hauptsächlich durch seine Initiative — die Union-Eisenwerke, und bald danach fand die Vereinigung der zum großen Teil ihm gehörigen Woodruessischen Schmelzwerkseisenhütten mit der Pennsylvaniaischen Eisenbahn statt. Der Bau von Hochoföfen, die Gründung von Rostwerken folgte, große finanzielle Transaktionen glücken, Carnegie wird immer reicher und reicher. 1874 werden die Stahlwerke errichtet, die im ersten Monat schon einen Gewinn von einhunderttausend Dollars abwerfen. Erzgruben und Kohlenfelder werden gekauft, andere Eisenwerke werden erworben. Die Stadt Carnegies auf dem Gebiete der Eisenindustrie wächst und schwimmt und macht ihn schließlich zum König auf diesem Gebiete. Aber Carnegies Lebensziel und Ideal gingen weniger dahin, Reichtum zu erwerben, als ihn nutzbringend anzuwenden. Mit 66 Jahren — noch in

voller körperlicher und geistiger Frische — zieht er sich 1901 vom Geschäftsbetrieb gänzlich zurück, um nur noch in der Verteilung seines riesigen Reichums und seines geistigen Interesses zu leben. Er verkaufte seine Werke, deren letzter jährlicher Reingewinn vierzig Millionen Dollars betrug, an Morgan zum Selbstkostenpreise. Bei seinem Abgang errichtete er für die Arbeiter seiner Werke einen Unterstützungsfonds von vier Millionen Dollars für seine Mitarbeiter — der stets ausgeteilt ist, jedoch übergriffen seitens der Arbeitnehmer mit unbestimmter Energie entgegengehalten.

Carnegie ist wohl einer der ersten Unternehmer, der den gleichen Kohntarif eingeführt hat, welcher — nach seinen Worten — „im Glück wie im Unglück Kapital und Arbeiterschaft zu Gefährten macht.“ An einer Stelle seines Buches finden wir die schönen Worte:

„Kapital, Arbeiterschaft und Arbeitgeber sind wie ein dreibeiniger Stuhl, alle drei Beine sind gleich unentbehrlich, und keines hat einen Vorzug vor den beiden anderen.“

Hern von den Geschäften widmete Carnegie den Hauptteil seiner Zeit, wie schon gesagt, der Wohlthätigkeit. Es entstand das „Carnegie-Institut“ in Washington (Bibliothek, Museum, Planetarium, Observatorium). Der Hauptzweck des Instituts ist die Förderung der Forschung. Es unterhält beispielsweise das Institut ein Observatorium auf dem Mount Wilson in Kalifornien und eine aus Holz und Bronze hergestellte Nachbildung der Erde mit allen Meeren und Inseln, die die Weltkarte des 17. Jahrhunderts nachrichtig und schon manchen Fehler zum Wohle der Schifffahrt berichtigt hat. Es entsteht der „Heldentempel“, dessen Zweck ist die Belohnung von Helden und die Unterstützung der Angehörigen von Helden, die bei Rettungstaten verunglückt sind. Es entsteht ferner eine große Anzahl von Pensionfonds, zur Unterstützung von Universitätsprofessoren, Eisenbahnern und anderen. Besonders hervorgehoben sei, daß Carnegie, der ein tiefgehendes Interesse für Literatur hatte, 2800 Bibliotheken gestiftet hat. Außerdem hat er englischen und amerikanischen Kirchen zirka 8000 Orgeln geschenkt. Die strenggläubigen schottischen Hochländer erhoben den Vorwurf gegen ihn, daß er den christlichen Gottesdienst dadurch entwürdigte, im Gottesdienst würde nur die menschliche von Gott verliehene Stimme gebraucht werden und es sei eine Sünde, wenn man Gott „mit einer Artse voll Pfeifen dienen wolle.“

Rechtlich bedacht hat Carnegie auch seine schottische Vaterstadt Dunfermline. Carnegie hat eine ganze Reihe von Büchern geschrieben. In dem Buche „Im amerikanischen Wirbelwind durch England“ gibt er seiner Abhängigkeit an seinen Geburtsort durch die Worte Ausdruck:

„Das Meiste für den Mohammedaner, Benares für den Hindu, Jerusalem für den Christen ist, alles das ist Dunfermline für mich.“

Dunfermline erhielt durch Carnegie eine Volksbibliothek, eine Bibliothek und den herrlichen Park von Pittencree, der in eine öffentliche Anlage verwandelt wurde. Im ganzen hat Carnegie für öffentliche Stiftungen 350 Millionen Dollars gegeben, dazu kommt noch eine erhebliche Summe für private Stiftungen. Als Gegenleistung dürfen gelten die Ernennung Carnegies zum Ehrenbürger von 24 Städten, das Ehrenbürgerrecht von mehreren Universitäten, die Ehrenmitgliedschaft von 190 wissenschaftlichen Instituten und Gesellschaften sowie zahlreiche Orden und Ehrenzeichen.

Allgemein bekannt ist das mannhafte Eintreten Carnegies für den Friedensgedanken, insbesondere für die Schiedsgerichtsbarkeit. Er sprach darüber:

„Der Tag, an welchem das internationale Schiedsgericht in Kraft tritt, wird zu den bewundernswürdigsten Tagen der Weltgeschichte zählen. Er wird das Ende des gegenseitigen Mordens bedeuten, dieses grauenvollsten und schmerzhaften aller Verbrechen. Dieser Tag soll für alle Völker ein Festtag sein; ich glaube, daß er kommen wird — und vielleicht eher, als man erwartet. Dann aber werden viele, die heute noch als Heiden geprießen werden, der Verzweiflung anheimfallen, weil sie es unterlassen haben, an Stelle des Krieges Frieden und Menschlichkeit zu predigen.“

Der Friedensstempel im Haag, der bei dem internationalen Schiedsgerichtes 1903 steht, verdankt Carnegie sein Entstehen. 1903 stiftete der Amerikaner die dazu erforderlichen Mittel. Sieben Jahre später errichtete er die „Carnegie-Stiftung für den Weltfrieden“ in Höhe von zehn Millionen Dollars, „zur Abschaffung des internationalen Krieges, dieses Schandflecks der Kultur.“

Ende der achtziger Jahre drohte ein Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Chile auszubrechen. Das ist nicht dazu kam, dürfte zum guten Teil auf die Einwirkung Carnegies auf den Präsidenten Harrison zurückzuführen sein. Carnegie setzte sich mit seinem großen Einfluß für eine friedliche Lösung ein, obwohl ein Krieg ihm, dem größten Stahlfabrikanten Amerikas, Millionen in den Schatz geworfen hätte.

Zes ferneren hat sich Carnegie — allerdings erfolglos — gegen die Annexion der Philippinen gewandt. Er hätte es lieber gesehen, wenn sich die Herrschaft seines Vaterlandes auf den amerikanischen Kontinent beschränkt hätte. Ueber die Annexion urteilt er:

„Die Besitzergreifung der Philippinen bedeutet einen Schandfleck für uns ...“

Mit diesem Schritt hat unsere Republik den ersten schwerwiegenden Fehler auf dem Gebiete der internationalen Politik begangen, der sie in den Strudel des Militarismus und des Wettrüstens zur See hineinzieht.“

Carnegie hatte freundschaftlichen Verkehr mit einer großen Anzahl hervorragender Geistesgrößen, sowie auch mit westbekannten Staatsmännern. Den Kaiser Wilhelm II. hat er zweimal besucht. 1913 überbrachte er dem Monarchen anlässlich des fünfundsinganzjährigen Regierungsjubiläums einen Glückwunschbriefe Amerikas. Als der Kaiser ihn erwiderte, rief er aus: „Carnegie! 25 Jahre Frieden!“ Carnegie antwortete:

„Und bei dieser besten aller Aufgaben sind Sie unser Hauptverbündeter.“

Als 1914 der Weltkrieg ausbrach, bewedete Carnegie seine biographischen Aufzeichnungen. Er empfand sie als unglücklich; alle persönlichen Angelegenheiten erschienen ihm zu niedrig. 1914 war, der er Optimist, der seine „Güter immer in Schwärze verwandelt“, trotz seiner 79 Jahre noch frisch und ruhig. Fast täglich hat er noch Geld gespielt, geschwommen und geübt. Aber das Unglück, das über die Welt hereinfuhrte, schlug ihn nieder. Seine Gattin schreibt: „Es brach ihm das Herz“. Er alterte zusehens, ging an zu fränkeln, schickte dahin und starb am 11. August 1919.

Die Geißel der Fünftundert

ROMAN VON VICTOR HELLING

[14. Fortsetzung.] [Schlußwort verboten.]

„Wissen Sie, daß es der bekannte französische Großindustrielle Louis Grenier ist, der tot auf Ihrer Schwelle liegt? Wollen Sie sich nicht zuerst über diesen entsetzlichen Fall äußern?“

„Grenier? Wie kann ich etwas über den Mann ausfragen? Ich betrete gerade das Haus — ich bin im Auto hierher gefahren worden. Eine namentliche Angabe wegen meiner Frau ...“

Kommissar Kirchbach war nahe daran, die Gebüh zu verlieren. Was war nun eigentlich los? Gatte er es laut gefragt? Der Diener antwortete jedoch nicht. „Ich möchte darauf schwören, daß das die ‚Geißel der Fünftundert‘ war ... ich meine, verheißerte er sich, als sich der Kommissar wie elektrifiziert herumdrückte und die Augen vor weiß wie groß aufriß — ich meine, die Raubmörder, die auch den alten Herrn Paul Hertendach umgebracht haben.“

„Zu acht kamen sie zu uns herein“, erzählte nun auch Dritta, die Köchin. „Alle mit vorgehaltenen Revolvern. Ehe ich mucks machen konnte, hatten sie mir schon ein Tuch über den Kopf gezogen.“

Und das Zimmermädchen bestätigte: „Ich fiel vor Schreck in die Knie. Die Mündung des Revolvers war dicht vor meinem T. Ich bin auch gleich gefallen.“

„Und alles war das Werk von ‚Sefumben‘“ fuhr der Diener fort.

Staatsanwalt v. Gahdorf erhob sich plötzlich. „Haben Sie uns allein“, sagte er zu den Hausangestellten. Er hatte sich endlich lo weit gefaßt, daß er den Gang der Dinge, der ihn, wie er dachte, einbüßte um den Verstand gebracht habe, einigermaßen zusammenhängend und chronologisch erzählen konnte. Kommissar Kirchbach sprach wiederholt auf und kam nicht aus dem Staunen heraus.

„Meine Frau war zu ihrer Schneiderin gefahren. Sie wollte dann nach Besorgungen auf der Louisenstraße machen. Ich blieb hier und las meine Korrespondenz“, berichtete der Staatsanwalt. „Ich fuhr einmal, wie ich mich jetzt erinnere, neßlos auf, weil die Dienstboten vor der Tür Wärm machten. Es wurde eine Tür unfant ins Schloß geschlagen. Dann spürte es vor der Tür. Ich wollte nachsehen, was es war. Dept weis ich, daß es das Geräusch eines spitzen Instruments war, mit dem die Zähne meines Fernsprechschlusses zerhackt wurden. Ich hatte noch nicht die Tür erreicht, da ging diese auf und ich hatte die Mündungen zweier Browning vor mir.“

„Zwei?“

„Der dritte Gannner muß bei den überumpelten und Chorophon oder etwas ähnlichem betäubten Genten geblieben sein. Der eine der beiden Gannner war ein wohler Hüne. Der andere seigte mich unwidrig noch mehr in Verwirrung. Denken Sie, er war mir nicht anders, als wenn mein Spiegelbild zur Tür hereintätete!“

„Ja?“

„Jawohl, mein liebhaftiges Spiegelbild. Mein zweites Ich! Wie ich dann sehen sollte, hatte sich der Kerl mit Fleisch in meine — meine Nase geworfen. Er erklärte den Grund später. Das ist, besonders peinlich, lieber Kirchbach, und deshalb mußte ich Sie zuvörderst unter vier Augen sprechen. Das darf nicht ruibar werden. Der Mann — aber lassen Sie mich der Reihe nach erzählen! Diese Banditen haben vollkommen elegant aus. Sie bedenkten mir, daß jeder Widerstand meinerseits nutzlos sei ... der Fernsprecher abgehackt, die Bedienten unschuldig gemacht, das Haus unversührt. Sie stimmte leider alles.“

Der Innenrich, der sich meine Nase geborgt hatte, sagte in steifem Deutsch — ohne jeden bedenken Ängst: — „Sie werden meinen Kollegen — den Hünen neben ihm, nicht wahr? — sofort nach dem Gerichtsgefängnis Moabit begleiten, Herr Staatsanwalt v. Gahdorf. Sie werden persönlich die sofortige Freilassung von Carnaris veranlassen.“

„Anerknt! Wo doch die Carnari-Geute!“

Herr v. Gahdorf nickte. „Ich schüttelte natürlich den Kopf. Ich erklärte, lieber ließe ich mich über den Kopfen schießen. Der Lump — ich finde keinen stärkeren Ausdruck — der Lump lachte infam und überdrehte mir einen Brief ... diesen Brief hier, den Sie noch auf meinem Schreibtisch finden müssen ...“

Herr v. Gahdorf fuhr mit seinen Fingern über die Blatte Bergebens.

„Der Streich hat ihn beinahe getötet. Das war zu erwarten!“ schrie er dann. „Eamt der Lode meine Frau an sich genommen!“

„Der Lode ... Ihrer Frau — Gemahlin?“

„Ja“, fuhr Herr v. Gahdorf, sich die Stirn abwischend, fort. „Der Brief trug die mir wohlbekanntesten Schrittzüge meiner armen Frau! Er enthielt eine Lode von ihr. Auf dem Bogen stand: ‚Lieber Albert! Tue, was diese Leute von dir verlangen. Sie haben mich entführt und halten mich gefangen. Sie werden mich töten, wenn du nicht Lion Carnari befreist. Sie haben mir eine Lode abgehakt und wollen damit zu dir gehen. Hilf mir! Manueta — Das war ungefähr der wörtliche Inhalt des Briefes. Während ich ihn las und mir der Atem stockte — denn ich erkannte die zweifelhafte Heftung sowohl der Lode, wie der Handschrift meiner Frau — sagte der Raubmörder: ‚Ich habe dem Briefe nichts hinzuzufügen. Sie sehen, es ist unecht. Sie opten zugleich Ihre Frau Gemahlin.“

Und dann legte er hinzu: ‚Wir haben es Ihnen leicht gemacht. Wir tauschen einfach die Rollen. Ich habe mir erlaubt, für Ihr Mißi Sorge zu tragen. Sie können jederzeit schwören, daß Sie dieses Haus nicht verlassen haben. Es ist auch besser, man sieht Sie hier ruhig am Fenster ...“

„Einfach unerhör! Das flerkert auf Gispel!“

„Ich nehme an, mein unveränderter Doppelgänger hat in der Tat meine Rolle am Fenster gespielt, während ich ...“

„Doch nicht etwa ...?“

„Doch! Ich habe mich der Vergewaltigung — meiner Gattin gefügt. Ich habe Lion Carnari persönlich befreit!“

„Allmädgiger! — Das heißt ... ich fühle mit Ihnen! Sie hatten keinen Ausweg? Absolut keinen? Auch unterwegs nicht? Auch in Moabit nicht?“

„Nix!“ sagte der Staatsanwalt mit gebrochener Stimme.

Kommissar Kirchbach hatte sich sehen müssen. Das war der stärkste Lohad, der ihm je vorgekommen war!

Er erfuhr, daß es im Auto nach Moabit gegangen war. Der Mann, der Staatsanwalt v. Gahdorf kopierte, war in der Villa zurückgeblieben, vor deren Portal ein Schwuppemann Wache gehalten hatte. Natürlich gleichfalls eine Imitation! Neben Herrn v. Gahdorf, den angeblich nur die wachstündige Angst um seine Gattin bereitwillig haben lassen sollen, habe der riesige Kerl Gannnam und sei nicht von seiner Seite gewichen, bis tatsächlich auf die persönliche Mitwirkung Herrn v. Gahdorfs hin die Gefängnisdirektion die sofortige Auslieferung des so genannten Lion Carnari, zwecks Überführung zu einem erneuten Verhör und einer Konfrontation“, wie Herr v. Gahdorf in seiner Einnacht unter Druck seiner Peiniger habe erklären müssen, erfolgt sei. Ueber seiner Schritte sei ihm bis ins kleinste vorgeeplienen, immer wieder mit der Lösung seiner Gattin gedroht worden.

„Aum doch sich die Zelle vor dem Schwerebrecher geöffnet hatte, nahmen ihn“, fuhr Gahdorf fort, „zwei Schwelupete in Empfang, die mir sofort als falsche Polizisten erkennen mußten. Der eine sah wie ein Spanier oder Portugiese, belächte nicht wie ein Deutscher aus. Ich knirschte mit den Zähnen und sah seinen Ausweg, einem der Gefängnisbeamten einen verbotenen Wink zu geben. Es war und bleibt das fürchterlichste Ereignis meines Lebens.“

„Sofort alarmiere ich alles, was meine hat!“

„Aber nicht, bevor meine Frau aus den Händen dieser Verbrecher gerädert ist!“

„Aber, Herr Staatsanwalt!“ Das war eine Zustimmung, auf die Kommissar Kirchbach unter seinen Umständen einzugehen wollte. Er bedachte auch die ersten Mündungen des Staatsanwalt Gahdorf durch das Eintreten des Rechtsanwalts Feuerbach fand zu verschwinden, worauf er in das nächste Haus eilte und allemals die Bedienung zu Hilfe rief. Er war selbst ganz taput vor Aufregung.

Und Rechtsanwalt Feuerbach II erging es nicht viel anders. Er war in Moabit gewesen und hatte seinen Ohren nicht getraut, als man ihm verführte, Lion Carnari sei vor einer Verlesung durch den Staatsanwalt v. Gahdorf und einem großen, statlichen Kriminalbeamten aus seiner Zelle im so genannten Mörderblock abgeholt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Rechtsanwalt Feuerbach: für Politik, Kautelen und die Belastung der Blatte. Berlin-Potsdam; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Landes: Heinrich Berger & Co. Berlin; für den Zwischenkreis: Paul Krüger & Co. Berlin. Die Redaktion teilt keine Verantwortung für Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.